

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 21 (1953-1954)

Nachruf: Grabrede auf Bruno Goetz
Autor: Bergengruen, Werner

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GRABREDE AUF BRUNO GOETZ

Zürich, 23. März 1954

Von Werner Bergengruen

Ich glaube, ich bin, wenn ich von den Bruno Goetz verwandtschaftlich Nahestehenden absehe, derjenige unter seinen hiesigen Freunden, der durch das langjährigste Verhältnis mit ihm verbunden gewesen ist. Unsere Freundschaft umspannte fast ein Dritteljahrhundert. Das mag mir denn ein Recht geben, in dieser Stunde dessen zu gedenken, was ich als die eigentliche Essenz seines Wesens erfahren durfte, das heißt: jenes Urgrundes, aus dem sein Leben und sein Dichten sich gemeinsam nährten. Denn in Bruno Goetz war, was keineswegs bei jedem Dichter der Fall ist, nach der altgriechischen Forderung die Einheit des Bogens und der Leier vollzogen.

Ich habe Bedenken, mich des Wortes «Weltanschauung» zu bedienen, unter dem wir für gewöhnlich ja nichts anderes zu verstehen haben als eine Summe von Meinungen, die oft genug zufällig zustande gekommen sind und gleichgültigen äußeren Einflüssen zugeschrieben werden müssen. Die wahrhafte Anschauung der Welt kann wohl nur dort stattfinden, wo in der Seele des Menschen als eigentlicher und oft tief verborgener Mittelpunkt etwas Seherisches zugegen ist und wo dieses Seherische mit jener gesteigerten Sinnhaftigkeit, deren der künstlerische Mensch nie wird entraten können, die heilige Hochzeit vollzieht. Bruno Goetz war ein Dichter nach der Weise jener Zeiten, für die der Poeta zugleich ein Vates zu sein hatte, ein Seher und Prophet, welch letzteres Wort ja nicht in erster Linie einen Zukunftsvoraussager meint, sondern einen Verkünder und Deuter heiliger Geheimnisse. Von hier aus begreift sich seine Weltanschauung, eine Anschauung der Welt, die nur aus seiner heidnischen Frömmigkeit verstanden werden kann. Gebe ich dieser Frömmigkeit, in der etwas von der Unmittelbarkeit des antiken Menschen gegenwärtig war, den Namen «heidnisch», so tue ich es nicht in einem hinabsetzenden Sinne, sondern brauche das Wort, wie Hölderlin es gebraucht hat, als er den jungen Dichtern zurief: «Seid nur fromm, wie der Grieche war.» Ich weiß nicht, ob auch unserem Freunde als jungem Dichter jemand ein Wort solcher Art zugerufen hat. Ich könnte mir denken, ja fast möchte ich es für gewiß halten, daß er dieses Gebot mit aller Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit in seinem eigenen erwachenden Inneren vorgefunden habe. Was er überall empfand und überall ehrte, das war die immerdauernde Gegenwart göttlicher Mächte, von denen er die ganze Welt, sich selber eingeschlossen, durchwaltet fühlte. Alles, was geschah, vollzog sich unter ihren Augen und in ihren Zeichen, und noch der Frevel schien ihm von ihrer Einstimmung abzuhängen. Diese Mächte, die er mit den alten Götternamen zu nennen liebte, sind die eigentlichen Gegenstände und Helden seiner Dichtungen, aber auch seiner Essays und Vorträge. Ich brauche nur einige seiner Buchtitel zu nennen: Das göttliche Gesicht, Götterlieder, Der Gott und die Schlange, Das heile Wort, Lobgesang, Das Reich ohne Raum. Schon gegen das Ende seines Lebens,

sagt er von den Göttern, in ihnen verleibe sich die unerschöpfliche Vielgestalt Gottes; er schreibt ihnen nun ein Schicksal zu, das im unerkennbaren Abgrund Gottes beursprungt sei und sich aus den einander kreuzenden Fäden ihrer gestalthaften Sonderart und dem allgestaltigen und allumfassenden Sein Gottes webe. Und wie hoch er auch von der Kraft zur Selbstverwandlung, vom Sprung in neue Morgenröten gedacht hat, in diesem Grunde ist er sich immer treu geblieben: von jung auf bis ans Ende war er ein Sänger, fast in einem heute verschollenen, urzeitlichen Sinn, ein Hymniker, ein Opferbrand zu Ehren der Gottheit.

In inniger Wechselbeziehung zu dieser heidnischen Frömmigkeit stand nun seine Liebe zum Süden, eine Liebe, die bei ihm, der von sich selber bekannte, er habe nie in seinem Leben Heimweh, sondern immer nur Fernweh empfunden, nicht satt werden konnte. Im Süden, in Italien, im Tessin mit dem ihm altvertrauten Ascona fand er das naturhafte, von den Schädigungen einer götterlos gewordenen Spätzeit noch nicht berührte, antikisch von Göttern, Dämonen und Menschen bewohnte Land, dem er sich zugeschaffen fühlte; was in seinem Inneren lebte, das fand er beglückt in der Welt um ihn her verkörpert. Dieser frommen Liebe zum Süden verdanken wir manchen kostbaren Zug in seinen Hervorbringungen; ihr verdanken wir auch seine vielgerühmten und nicht genug zu rühmenden Nachdichtungen italienischer Lyrik.

Ach, wir anderen verstanden es wohl, was in einer tieferen Schicht seines Inneren gemeint war, wenn er in seinen letzten Monaten immer wieder beglückt von der großen Reise sprach, die ihm für dieses Jahr vorschwebte. Er, der bisher nur das obere Italien bis nach Florenz gekannt hatte, wollte nun nach Rom, vor allem aber über Rom hinaus nach Neapel, nach Pompeji und Herkulaneum, den großen Nekropolen, und diese Fahrt sollte im Göttertempel von Paestum ihre Krönung finden.

Er war ein Kind der Natur, nicht ein Sohn der Geschichte. Die im Kosmos, in der Natur, im leidenschaftlichen Leben des Individuums wirkenden Kräfte sprachen vernehmlicher zu ihm als jene Gesetzlichkeiten, die aus den Schicksalsabläufen von Völkern, Staaten, Kulturen abzulesen wir uns mühen. Stärker empfand er das Einmalig-Individuelle, das quer in der Zeit sich Regende als das in der Längsrichtung durch alle Zeiten Gehende und den Anspruch auf Exemplarität und Dauer Erhebende.

Wohl steckte auch in ihm ein Zug unseres heimatlich angestammten Konservatismus. Er liebte gewachsene, noch unmechanisierte Lebensformen und nannte sich, scherhaft übertreibend, gern einen Reaktionär. Aber sein empfindliches Individualbewußtsein mußte sich zur Wehr setzen, wo irgend etwas Einengendes sich auf die Tradition berufen wollte. Das geschichtlich Begründete erkannte er am liebsten dort an, wo es wiederum Naturformen aus sich herausgetrieben hatte.

In allem, was er schrieb, was er sprach, was er wortlos durch sein gesamtes Wesen zu erkennen gab, klang unablässig die kindliche Dankbarkeit auf für das Geschenk des Lebens, unablässig die Ehrfurcht vor dem Wunder der Existenz, unablässig das Lob der Gottheit. Und als ein göttliches, froh hinzunehmendes Geschenk erschien ihm auch jede einzelne Gnädigkeit und Huld, die gute Stunde freundschaftlichen Gesprächs, die Gaben der Erde wie des Meeres, der Wein, das Spiel des Gedankens und das Spiel des Scherzes, und nun erst all das, was er sich an Beglückungen und Schauern aus der Welt der Dichtung, der Musik, der Bühne und der bildenden Kunst zu gewinnen wußte.

Groß war seine Fähigkeit, sich zu freuen und zu genießen; groß auch sein Bedürfnis, sich zu freuen. Unvergeßlich wird allen, die Bruno Goetz gekannt

haben, der Klang seiner Stimme sein, der sich zu vollem Glockenton steigern konnte, und nun erst der unnachahmliche, der unwiderstehliche Klang seines Lachens, das ja ein Lobgesang auf den Kosmos war und eine Liebeserklärung an den von Heiterkeit beschwingten Augenblick. Genau eine Woche vor seinem Tode war ich das letzte Mal mit ihm zusammen, in einem uns beiden befreundeten Hause; es waren gesellige, ja in ihrer Art festliche Stunden, wie er sie von jeher geliebt hat, und bei einem geselligen Beisammensein ist er sanft vom Tode überkommen worden. Er klagte nie, obwohl er die Art seines Leidens genau kannte, und wir, seine Freunde, haben vielleicht den Abschied, den wir unerbittlich näherrücken fühlten, mehr gefürchtet als er selbst; vorwegnehmend, mochte er ihn auf seine Art längst vollzogen haben. Daß er anderen gegenüber kein Wesen aus seiner Krankheit machte, das entsprang jener liebevollen Schonung, die ihm zu den Gesetzen der Freundschaft zu gehören schien.

Das Talent zur Freundschaft stand unter seinen Begabungen nicht an letzter Stelle. Er bedurfte des teilnehmenden, sich miterfreuenden Partners, und es zog ihn immer wieder zu freundschaftlichem Umgang nicht nur mit seinen Altersgenossen, sondern auch mit jungen Menschen. Hier entfalteten sich manche seiner schönsten Eigenschaften, seine Herzlichkeit und Treue, seine freundschaftliche Toleranz, sein unfeierlicher Sinn für das Festliche, der sich auch im bescheidensten Rahmen zu offenbaren wußte, seine Unfähigkeit, anderen Menschen aktiv wehe zu tun, seine gänzliche Freiheit von den Berufskrankheiten der an den Umgang mit der Oeffentlichkeit Gewöhnten, wie Eitelkeit, Eifersucht, Neid. Kaum habe ich einen Menschen gekannt, der sich so selbstlos an den Erfolgen anderer zu freuen vermochte. Und sah man ihn nach langjähriger Trennung wieder, so war es, als sei man abends zuvor auseinandergegangen. In dieser Gefeitheit gegenüber den Wirkungen des Zeithinganges lag etwas von der ewigen Jugendlichkeit dieses Lebens, das ja im Grunde das Leben eines Glücklichen gewesen ist.

Seine Liebe zum Leben war vehement und jedem Zweifel entzogen. Aber in dies von ihm geliebte Leben war der Tod eingeschlossen, der ihm, nach Hofmannsthals Wort, «ein großer Gott der Seele» gewesen ist und den fruchtbaren, ja den verjüngenden Mächten der Erdtiefe benachbart. Bruno Goetz stand schon in reiferen Jahren, als er sich mit der Verszeile: «Nie werden wir alt» stürmisch zur unvergänglichen Jugend seiner Natur bekannte; und er hat diese Zeile mit einer geringfügigen Abwandlung später in einem seiner Götterlieder wiederkehren lassen — in jenem, das der Erdmutter in den Mund gelegt ist:

Erde bin ich, Gruft und Schoß,
Schicksalsfug und dunkles Los.
Ob Du flammend lichtwärts schweifst,
ob Du blühst, fruchtest, reifst —
immer kehrst Du zu mir heim,
stirbst in mich und wirst zum Keim.

Fleisch und Blut und Haar und Bein,
Haus und Acker, Brot und Wein,
Lust und Angst und Tat und Wort,
Reigenspiel in Zeit und Ort —
alles wird aus mir zur Welt,
bis es wieder mir verfällt.

Fliehe — mir entfliehst Du nicht;
leuchte — mir erlischt Dein Licht;
schau — mir vergehst Du blind;
sei gesegnet, ewges Kind,
wandleträumend die Gestalt,
Du bist mein — nie wirst Du alt.

So leidenschaftlich er das Element des Feuers liebte — wie er alle die großen Fundamentalsymbole geliebt hat —, er hat doch unmißverständlich den Wunsch ausgesprochen, nicht dem Feuer, sondern der Erde übergeben zu werden, der großen Mutter, von der er gesungen hat. Und da er nun den alten Göttern zueilen darf — ich glaube, ich werde seinen Sinn nicht verfehlten, wenn ich ihm jetzt in Erinnerung an unsere gemeinsame Heimat jene zwei Worte nachrufe, die der östliche Priester spricht, wenn er, die Funeralien vollziehend, Erde auf den Sarg streut, die Worte: Boshja semlja — Gottes ist die Erde.